

völkerungsspannung die Triebfeder zu seinen Eroberungskriegen gewesen. Die Jahre 1866 und 1870 haben die Lebensbedingungen der Völker nicht geändert und bedeuten nicht den Schluß der Weltgeschichte. Sollte sich der angedeutete Weg, obwohl er für richtig im Prinzip anerkannt wird — Wagner (W 82 und 83) und Huber (H 160. 167) deuten ihn schüchtern an — als ungangbar erweisen, so würden sehr bald die Pessimisten wie Wagner und Oldenberg gegen Optimisten wie Huber und Brentano Recht bekommen.

13. Ueber die Einzelheiten des Zolltarifes ist kein Wort zu verlieren. Ob fünf oder acht Mark Kornzoll erforderlich sind und im Stande sein werden, das Gut des Herrn von K. vor der Subhastation zu bewahren; um wie viel ein Zoll von fünf oder sechs Mark den Getreidepreis steigern, um wie viel diese Steigerung den Brotpreis erhöhen, ob dem Arbeiter dieses und jenes Industriezweiges die Lebensmittelvertheuerung durch Lohnerhöhung ausgeglichen werden wird; welche Lohnerhöhung diese und jene Industrie zu tragen vermag; ob es dem Deutschen Reich zum Segen gereichen wird, wenn es die Esel zollfrei einläßt und die Ochsen aussperret, und ob nicht die Ochsen trotz ihrem bedeutenden Volumen unter dem Namen von Brautgeschenken, die ja frei gelassen werden sollen, durch die Zollschranke schlüpfen werden: das Alles kann kein Mensch im Voraus wissen. Die Herren von der Kommission mögen sich ihrer zweitausend Mark drei Sommer lang erfreuen: die Welt wird auch dann so klug wie zuvor und kein Abgeordneter durch die Gründe der Gegenpartei bekehrt sein. Die Entscheidung hängt eben nicht von national-ökonomischen oder finanztechnischen Gründen und Beweisführungen ab, sondern von dem Stimmenverhältniß der Interessenten. Fest steht: die Zollgegner sind in der Minderheit, der Tarif wird also angenommen. Es fragt sich bloß, ob innerhalb der Mehrheit die Extremen oder die von der Regierung unterstützten Gemäßigten siegen. Darüber werden Gründe entscheiden, die mit der Nationalökonomie nicht das Mindeste zu schaffen haben. Das Debattiren und Berathen hat also höchstens den Zweck, den Mehrheitsparteien zu Unterhandlungen hinter den Coulissen Zeit zu verschaffen. Das Vernünftigste wäre, gleich im Plenum über die 946 Tarifpositionen und die dazu gestellten Anträge ohne Debatte abstimmen zu lassen, womit man in einer Woche bequem fertig werden könnte.

Reiffe.

Karl Jentsch.



Klingers Beethoven.

Sie wünschen, lieber Garden, daß ich Ihnen über den Beethoven Klingers schreiben soll. Sehr gern, weil er ja zum Schönsten gehört, was ich noch erlebt habe. Aber Sie dürfen nur nicht eine kritische Aeußerung von mir erwarten. Kritik, wie man sie jetzt in Deutschland versteht und übt, ist gegen meine ganze Natur, die für Operationen des Verstandes nicht viel hat, sondern genießen will. Wenn ich über Künstler und ihre Werke rede oder schreibe, so ist mir Das nur ein Mittel, sie noch inniger zu empfinden, wie man oft auf hohen Bergen, um sich blickend, unwillkürlich in einen Monolog über den schönen Ausblick geräth, weil nun einmal der Mensch, was er denkt oder fühlt, selbst erst recht erfährt, wenn er es mit Worten oder doch Geberden dankbar ausgesprochen hat. Wirkt aber ein Werk eines Künstlers auf mich nicht oder wenn es schlecht auf mich wirkt, so wende ich mich ab, ohne erst zu fragen, ob es meine oder seine Schuld ist. Selbst bei Werken für die Menge, die den Geschmack beleidigen, versöhnt es mich fast, daß sich doch viele Menschen, lachend oder weinend, über sie freuen, die Das sonst, als Barbaren in der Kunst, ganz entbehren müßten. Früher habe ich mir wohl auch durch Kritisiren Manches verdorben. Jetzt meine ich, daß es nur ein einziges Verhältniß zum Künstler giebt, das fruchtbar und rein ist: die Bewunderung. Wen ich nicht bewundern und lieben kann, Der gehört offenbar nicht in meine Welt und so habe ich über ihn nichts zu sagen, weil mir das Organ für ihn fehlt. Das mag recht unberlinisch gedacht sein, aber Sie verzeihen mir schon, mich lieber an Goethe zu halten, der einmal geschrieben hat: „Es kann auch an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur.“ Und ähnlich in Dichtung und Wahrheit: „In dessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glückes fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken läßt.“

Es wird Einem nun freilich manchmal recht schwer gemacht, das „zersplitternde Urtheil“ abzuwehren. Sie können sich gar nicht denken, wie es um den Beethoven zugeht. Jeder wollte da zeigen, daß er es besser versteht. Der Ungebildete meint ja, es sei Etwas, Fehler zu finden. Bildung ist es jedoch vielmehr, Fehler zu begreifen, die ja doch, in der Kunst wie in

der Natur, immer nur die andere Seite von Vorzügen sind. Es gehört zum Wesen der Form, weil sie ja Begrenzung ist, daß sie, an bloßen Vorstellungen gemessen, immer unwahr sein muß. Keine Eiche ist „die Eiche“. Sage ich: Beethoven, so schlägt dieses Wort tausend Vorstellungen an und der Künstler, der eine erscheinen läßt, bringt alle anderen gegen sich auf. Das geht ja auch jedem Maler so, der einen Baum malt. Es ist niemals „der Baum“ und so muß immer wieder ein anderer Maler auf ihn folgen, der endlich einmal zeigen will, wie der Baum „eigentlich“ aussieht. Dadurch ist die Kunst unsterblich.

Ich kann mir auch einen anderen Beethoven denken. Ich kann mir hundert andere denken. Und ich kann mir jeden Beethoven in hundert Momenten denken. Der junge, der alte, der Mensch, der Künstler. In allen Phasen des Schaffens: in der Erwartung der Ekstase, in ihrer Verzückung, in der Ermattung. Wie hat Klinger ihn gesehen? Oder, vorsichtiger gefragt: Wie wirkt die Erscheinung, die ihm Klinger gegeben hat? Und auch Das kann ich eigentlich nicht sagen, weil ich nicht weiß, was von dieser Wirkung seiner Statue gehört und was die Werke unserer Künstler, die sie umgeben, an Wirkung etwa hinzugefügt haben*). Ich bin unfähig, sie im Geiste auszulösen und abzutrennen. Ich kann sie mir ohne die Bilder Klints gar nicht denken. Da wäre sie mir wie ein aus einem Liede gerissener Akkord, der doch, was er für mich ist, ganz erst durch die anderen wird, die ihn vorbereiten, die ihn begleiten, die ihn vollenden, ohne die ich ihn vielleicht gar nicht oder doch ganz anders verstehen würde, auf die ich ihn, nehme ich ihn selbst heraus, unwillkürlich immer wieder beziehen muß, weil ja, was wir einmal erlebt haben, in der Erinnerung nicht mehr abgetheilt, isolirt und umgerechnet werden kann. Diese Werke unserer Künstler sind ungleich. Für sich würde manches gar nichts bedeuten, wie manche Stimme in einem Chor wirken kann, die allein ohnmächtig wäre. Aber jedes bringt seine Note hinein, die darin nothwendig ist. Und der Ton, den Klint ins Ganze giebt, wirkt auf mich so stark, daß ich eigentlich nicht sagen kann: Beethoven Klingers, von den Wienern aufgestellt; sondern so sagen muß: Das Thema vom Genius, auf seine Art von Klinger und von Klint auf seine ausgedrückt, zusammen so groß, daß sie die Anderen gewaltsam mit zu sich hinaufgerissen haben.

Das Thema vom Genius. Ueber der Thür könnte stehen: Gradus ad Parnassum; oder: Weg zur Ekstase. Ich weiß nicht, ob Sie die Christliche Mystik von Görres kennen oder vielleicht einmal die Bekenntnisse der Heiligen Theresia, die der Heiligen Angela von Foligno gelesen haben. Was in diesen wunderbaren Büchern geschildert wird: wie der Mensch, geheimniß-

*) In der Wiener Sezession ist Klingers Beethoven in einem Raum ausgestellt, den Klint und andere Maler mit ihrer Kunst geschmückt haben.

voll gelockt, durch die Welt abgeschreckt, dahin gelangen kann, in seligen Stunden das Thierische zu vergessen und in eine reinere Region zu schauen: Das hat Klint hier gemalt. Erst sind es die leise und zart über uns hinausfliegenden Wünsche, es ist unsere Sehnsucht, die es fortzieht. Sie entsetzt sich, wenn sie die wirkliche Welt erblickt, die wirkliche Welt in uns selbst, unsere Begierden und Laster und dumpfen Gewalten, das riesige Thier, an das wir gekettet sind. Hier spielt es sich ab, ob ein Mensch im Gemeinen erstickt oder aber, durch Grauen und Abscheu emporgereizt, über das Thier hinausgeschwungen wird. Die Tücke des Thierischen ist da mit einer furchtbaren Macht dargestellt, daß ich es nur etwa mit dem Thor der Hölle des Robin vergleichen kann; man hat fast das Gefühl, es sei hier ein unabänderlicher Ausdruck des Lasters gefunden, der nicht mehr überboten werden könne; und was man daran die geistlich primitive Technik genannt hat, begreift sogleich, wer sich besinnt, daß es ja eben der primitive Mensch ist, der Urmensch in jedem Menschen, vor dem die Sehnsucht erschrickt. Nun aber zeigt die dritte Wand die Erlösung durch die Ekstase, das Schweben in der Luft des reinen Anschauens, den Genuß der Gnade. Der Parnas ist erreicht, der Himmel offen, die Sonne tönt.

Wie aber, wenn ein Mensch, der einmal in einer erhabenen Stunde sich vom Körper entrückt und des Geistes gewiß gefühlt hat, nun in das verworrene Element unseres Lebens zurückgeworfen wird? Er hat die Himmlischen gehört und jetzt ist es der Lärm der Leute, er hat angeschaut und jetzt erlischt es. Muß davon nicht eine grauenvolle Spur in sein Gesicht gebrannt sein? Er hat die Verachtung des Lebens auf den Lippen: denn er weiß jetzt, daß es nur Schein ist, und er ballt zornig die Faust, daß er den Schein doch erleiden muß. Für ihn ist, was wir den Ernst des Lebens nennen, nur noch ein die Pause ausfüllendes Spiel, die Pause bis zur neuen Ekstase, bis er wieder die Kraft gesammelt hat und sich wieder erheben wird. Er sitzt am Rande des Lebens da, erschöpft, um Athem zu holen, ungeduldig die Fernen suchend, in die er gleich wieder entfliegen wird, und wartet auf sein Zeichen. Aber das hinter ihm brandende Leben ängstigt ihn, daß es ihn verschlingen könnte, und in einer ungeheuren Erektion lauscht er, um nicht überfallen zu werden. Er heißt hier Beethoven. Es könnte auch der wilde Archilochos sein; oder Shakespeare mag so, als er nach Stratford heimritt, am Wege ausgeruht haben. Es ist der Genius, der schon einmal drüben war, aber zu uns zurückgestoßen worden ist.

Ich weiß natürlich gar nicht, ob sich Das Klint und Klinger so gedacht haben. Es ist auch ganz gleich. Ich habe nur andeuten wollen, welche Gedanken, welche Empfindungen mir ihr Werk gegeben hat.

Wien.

Hermann Bahr.